

Im Kreis der anderen

Heilungserzählungen als Handicap eines inklusiven Religionsunterrichts?

Von Karl Matthias Schmidt

Wer im Religionsunterricht mit der Bibel arbeitet, weiß, dass die Heilige Schrift zwar einen Schatz von menschlichen Erfahrungen und situativen Kontexten birgt, der sich immer wieder im Blick auf das eigene Leben heben lässt, dass die Bibel aber beileibe auch nicht zu allen Themen konkrete Beispielgeschichten enthält. Dieses Eingeständnis gehört zu jeder ehrlichen Bibelarbeit. Unsere Welt ist nicht plangenaue in der Bibel abgebildet. So tun sich im Neuen Testament auch Lücken auf bei Fragen zum Zusammenleben mit Menschen, die mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung leben.

Das mag zunächst überraschen, denn Kinder, Frauen und Männer, die mit körperlichen Schwächen oder einer geistigen Einschränkung leben müssen, tummeln sich geradezu in den Evangelien. Lahme, Blinde, Taube oder Menschen, die von einem Dämon, einem unreinen Geist, besessen sind, sie alle kreuzen den Weg Jesu. An Erzählkontexten, die das Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten berühren könnten, mangelt es also nicht. Dagegen fehlen nicht gänzlich, aber doch über weite Strecken positive Leitbilder zum Miteinander von Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen. Natürlich wird das Problem der Ausgrenzung thematisiert, etwa wenn man vor Jericho versucht, den blinden Bartimäus zum Schweigen zu bringen und ihn von Jesus fernzuhalten (Mk 10,48 par. Lk 18,39; Mt 20,31). Auf der anderen Seite findet sich die Hilfsbereitschaft von Fürsprechern, so beim Tauben in der Dekapolis, der selbst nur mit Mühe sprechen und sein Anliegen verbal daher weniger gut vorbringen kann (Mk 7,32) – die Einheitsübersetzung stellt ihn als „Taubstummen“ vor¹. Aber Hinweise, wie das Zusammenleben mit Menschen, die mit einer Behinderung leben, in der Jesusgemeinschaft oder der frühchristlichen

Gemeinde gestaltet werden könnte, fehlen, aus dem einfachen Grund, dass Jesus beim Zusammentreffen mit von chronischer Krankheit oder Behinderung Betroffenen kurzerhand jegliches Gebrechen heilt; in der Apostelgeschichte agieren die Nachfolger Jesu in seinem Namen ganz ähnlich.

Damit unterscheidet sich die in den Evangelien beschriebene messianische Zeit grundlegend von unserem Alltag, wengleich dieser durch seine eschatologische Heilsperspektive gekennzeichnet ist. Unsere Realität ähnelt eher derjenigen des Apostels Paulus, dem der schmerzende Stachel nicht aus dem Fleisch genommen wurde (2 Kor 12,7–9). Dabei gehört zum Kern der Osterbotschaft, dass die Zeit der Wunderrettungen schon am Kreuz endete. Lukas lässt einen der mit Jesus hingerichteten Übeltäter spotten: *„Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns!“* (Lk 23,39). Die Forderung bleibt unerfüllt.

Unter uns wandelt keiner, der durch sein wirkmächtiges Wort und eine einfache Berührung unsere Gebrechen von uns nimmt. Es wird dem Alltag der Menschen, die mit einer Behinderung leben, auch nicht gerecht, wenn wir versuchen, nachzuempfinden, wie das verändernde Eingreifen Jesu aussehen könnte. So bemängelt Dorothee Wilhelm, die auf einen Rollstuhl angewiesen ist, in einem kleinen, mit dem Titel *„Normal' werden – war's das?“* überschriebenen Beitrag nicht ohne Grund, dass biblischen Heilungsgeschichten zumeist eine wichtige Perspektive fehlt: *„Der Fehler liegt im Körper der Abweichenden, nicht in der Umgebung. [...] Nichts geschieht – ausser im Körper der Ausgegrenzten. Damit kann das Problem weiterhin als Problem des betroffenen Körpers betrachtet werden, nicht*

*als Problem einer Umwelt, die nur bestimmte menschliche Lebensformen erträgt und gut heisst.*¹²

Greifen wir beispielhaft die Perikope vom Mann mit der verdorrten Hand in Mk 3,1–6 heraus. Sollen wir uns diese verdorrte Hand vorstellen? War es eine Hand, die man verschämt unter dem Mantel versteckte, eine Hand, welche die Menschen in der Synagoge fasziniert oder irritiert anstarrten? War es gar eine Hand, die den, dem sie gehörte, stigmatisierte? Immerhin treffen wir den Mann mit der verdorrten Hand in der Synagoge an, im Versammlungshaus der jüdischen Gemeinde. Er ist offenbar nicht völlig ausgegrenzt³.

Doch selbst wenn er nicht gänzlich marginalisiert war, im Zentrum stand der Mann mit der verdorrten Hand sicherlich nicht. Jesus stellt den Betroffenen dagegen in die Mitte (Mk 3,3). Die Umstehenden werden mit ihrem Alltag konfrontiert, zu dem auch die Einschränkungen jedes einzelnen gehören, sieben Tage die Woche. Die Mitte ist der Punkt, um den sich alles dreht. Jesus rückt den Mann jedoch nicht vom Rand in die Mitte, damit er begafft oder bestaunt wird, sondern um an ihm den Vorrang des Menschen gegenüber der Sabbatobservanz zu exemplifizieren. Wo Jesus die Menschen, gleich welchen Menschen, ins Zentrum rückt, haben weder ein verschämtes Wegschauen, ein fasziniertes oder irritiertes Hinschauen, noch die Verteidigung einer Doktrin um ihrer selbst willen Platz. So viel kann man behaupten, ohne den Text zu verdrehen.

Aber wollen Kinder und Jugendliche mit einer spezifischen Beeinträchtigung wegen dieser überhaupt im Zentrum stehen? Sie beanspruchen deswegen ja zumeist keine Sonderstellung; sie wollen weder an der Peripherie noch in der Mitte, sondern im Kreis der anderen stehen, als andere oder anderer unter jeweils anderen. Die Hinzuziehung der neutestamentlichen Heilungsgeschichten bietet unter dieser Hinsicht wenig Impulse für das Miteinander unterschiedlich geprägter Schülerinnen und Schüler.

Vielleicht lohnt es sich dennoch, die eine oder andere neutestamentliche Perikope gegen den Strich zu lesen. Exemplarisch können wir die Heilung des Gelähmten in Lk 5,17–26 heranziehen. Der Evangelist, der hier wie die anderen Evangelisten mit dem ihm von der Tradition zugewiesenen Namen bezeichnet wird, übernimmt die Geschichte aus dem Markusevangelium (Mk 2,1–12), wo sie eng mit dem Erzählkonzept des Evangeliums verwoben

ist. Natürlich haben Lukas und Matthäus (vgl. Mt 9,1–8) ihrerseits der Geschichte ihren Platz im Gesamtaufriß der eigenen Erzählung zugewiesen. Doch sie findet sich auch dank der Übernahme der markinischen Vorgaben im Lukasevangelium und soll hier als in sich abgeschlossene Perikope betrachtet werden, um Fragen an die Erzählung heranzutragen, für die sie ursprünglich nicht erzählt wurde.

Markus schildert die missliche Lage gleich zu Beginn seiner kleinen Einheit, doch auch Lukas beschreibt einen situativen Kontext, der einem Querschnittsgelähmten nicht unbekannt sein dürfte: Es gibt kein Durchkommen. Ein Menschaufwurf versperrt jeglichen Zugang zu Jesus. Mag man sich auf zwei Beinen auch durch die Menschentraube Stück für Stück nach vorne kämpfen, zumindest wenn man schmal ist und etwas Ellenbogeneinsatz nicht scheut, auf seiner Bahre hat der Gelähmte keine Chance, wenngleich er auf Freunde oder Verwandte, die ihn tragen, zählen kann. Die Pritsche, auf der er liegt, ist zu sperrig. Auch der Lehrer selbst kümmert sich nicht um die Beseitigung des Missstandes. „*Barrierefreiheit*“ wird beim Nazarener offenbar klein geschrieben.

Für den Gelähmten gibt es anscheinend keinen Platz im Kreis der anderen, so wie die Abweichung von der Norm in unserer Bibelarbeit oft genug keinen Platz findet, zum Leidwesen der aufgrund von Ignoranz Leidtragenden: „*Ich bekomme Bauchschmerzen oder Wutanfälle, wenn ich in der biblischen Erwachsenenbildung oder im Bibliodrama erlebe, wie unkritisch mal eben die gekrümmte Frau aufgerichtet wird – scheinbar hat man es als TeilnehmerIn gerade selbst nachvollzogen, wie befreiend das sein muss. Gleiches gilt für den ‚aufrechten Gang‘, den angeblich nur die aufnehmen können, die auch zu knien verstehen. Es ist eine Frechheit, das eine wie das andere.*“¹⁴

Natürlich geht es der Geschichte um den Erfolg der Botschaft Jesu und um das große Publikum des kleinen Streitgesprächs, an das sich die großartige Heilung anschließt. Aber an der für den Gelähmten misslichen Situation ändert das bei der vordergründigen Lektüre des Textes wenig; die Erzählung beschreibt ausdrücklich eine scheinbar unüberwindbare Hürde. Wohl dem, der findige Freunde hat, denen es an Entschlossenheit nicht mangelt, die keine Mühen scheuen. Der Gelähmte in Joh 5,7 ist auf sich allein gestellt und hat damit keine Möglichkeit, die erhoffte Heilung durch eine Wassertherapie zu erlangen.

– Dabei zeigt die enge Berührung zwischen Joh 5,8 und Mk 2,11, wie nah die johanneische Darstellung den synoptischen Wundererzählungen an einzelnen Brennpunkten steht. – In der lukanischen Erzählung bringen die Begleiter den Hilfsbedürftigen nicht nur bis zur Tür, sie schaffen ihn kurzerhand auf das Haus und lassen ihn durch das abgedeckte Dach vor Jesus herab, genau in die Mitte.

Geländers wird sie erzählt. Die Menge etwa steht bis zum Chorschluss im Hintergrund (und könnte sich ihrerseits darüber beklagen), eine konkrete Auseinandersetzung mit den sozialen Strukturen gehört nicht zum Programm. Für die Erzählung ist ein anderer Punkt maßgeblich: Das Vertrauen der kleinen Gruppe auf Jesus ist so groß, dass sich der enorme Aufwand ihrer Meinung nach lohnt.

In diesem Fall ist der Platz in der Mitte fraglos der dem Gelähmten angemessene. Denn wo Missstände herrschen, die einzelne oder Gruppen von Menschen strukturell ausgrenzen, ist es sinnvoll, die Mitte zu besetzen, um auf das Problem aufmerksam zu machen: Es gibt Menschen, die außerhalb des Kreises stehen, weil keiner darauf achtet, dass ihnen eine Beteiligung ermöglicht wird. Die neutestamentliche Erzählung interessiert sich freilich nicht für das Verhalten der Menschenmenge, keiner sorgt dafür, dass jetzt endlich der Zugang frei gemacht wird, weder jene, die im Weg stehen, noch der Lehrer. Die Heilungserzählung genügt typischen formalen Konventionen⁵. Entlang dieses

Der Gelähmte selbst erwartet wie seine Träger keine gesellschaftliche Veränderung, sondern die Behebung von Krankheit oder körperlicher Behinderung. Nachdem sich Jesus bereits einen Ruf als Heiler erworben hatte (z. B. Lk 5,15), hoffte auch der Gelähmte auf Hilfe. Unter dieser Voraussetzung nimmt die Erzählung eine überraschende Wende. Denn Jesus spricht nicht etwa ein wirkmächtiges Wort aus oder beginnt mit einer Therapie; er sagt schlicht: „Mensch, deine Sünden wurden dir erlassen“ (Lk 5,20, abweichende Übersetzung in der EÜ). Der Evangelist schreibt „Mensch“ anstelle der Anrede „Kind“ in der markinischen Parallele und erzeugt so nicht nur einen Zusammenhang

mit dem Sohn eines Menschen in Lk 5,24, sondern spricht den Hilfesuchenden auf die Weise an, die ihn von den anderen im Raum nicht unterscheidet. Bemerkenswert ist aber vor allem der sich anschließende Zuspruch Jesu. Er stellt den Gelähmten mit allen anderen, die Jesus umringen, gleich. Denn schon in der markinischen Vorlage war die Lähmung nicht als Folge der Sünde verstanden. Lk 13,1–5 stellt ausdrücklich fest, dass Schicksalsschläge kein Hinweis auf die besondere Sündhaftigkeit der Betroffenen sind, vielmehr haben alle Menschen Schuld auf sich geladen.

Für einen Moment spielt das Handicap des Gelähmten überhaupt keine Rolle, weil Grundlegenderes (vgl. Joh 5,14) zur Sprache kommt, das alle angeht: den Ausgang aus der Sündenverfallenheit der Menschen. Das Herz ist entscheidend, nicht das Handicap. Jesus spricht von einer Heilung, die alle nötig haben. In Sachen Hartherzigkeit und Kleinmütigkeit wird der Gelähmte aber von anderen im Haus überboten. Er findet sich zwar in der Mitte wieder und wird persönlich angesprochen, doch er steht exemplarisch für alle Menschen, gleich, ob sie laufen können oder nicht.

An das kurze Streitgespräch mit Schriftgelehrten und Pharisäern über die Vollmacht der Sündenvergebung schließt sich dann doch noch die Heilung an. Aber sie steht für Jesus nicht von Beginn an im Mittelpunkt. Man könnte der Erzählung vorwerfen, sie instrumentalisiere das Schicksal des Gelähmten, um die Größe und Vollmacht des Heilenden zu betonen und zeige am Gelähmten selbst kein Interesse. Dieser Eindruck ließe sich auch bei der Lektüre von Joh 9,2–3 gewinnen. Die Vorstellung der Jünger, die Blindheit des Mannes könne eine Strafe für die eigene Sünde oder gar die Sünde der Eltern sein, begegnet Jesus mit dem Hinweis, am Blinden solle das Werk Gottes offenbar gemacht werden. Gegen solche Konzepte der literarischen Entwürfe könnte man einwenden, dass eine Didaktik, die das Leid des einzelnen billigend in Kauf nimmt, kritisch zu hinterfragen ist.

Auch das Lukasevangelium ist vergleichsweise desinteressiert an den von Behinderung Betroffenen. Nicht ein einziges Wort des Gelähmten ist in wörtlicher Rede wiedergegeben. Tatsächlich erfahren die Menschen, die von Jesus Hilfe erwarten, in den Evangelien zumeist wenig Aufmerksamkeit von der Erzählung. Sie „gehören zum anonymen Heer der gesichts- und konturenlos des Reiches

*Gottes und seiner neuen Ordnung harrenden Blinden, Lahmen, Aussätzigen, Besessenen und Gehörlosen, die als Paradigmen, aber nicht als Individuen erscheinen*⁶. Wir finden kaum einmal eine breitere Schilderung ihrer Notsituation. Oft genug scheint sich ihre Identität in ihrer Hilfsbedürftigkeit zu erschöpfen. An keiner Stelle wird darauf hingewiesen, dass ein Behinderter über besondere andere Kompetenzen verfügt.

Das ist allerdings auch nicht zu erwarten, weil der Text andere Aspekte fokussiert⁷. Es unterscheidet die Hilfesuchenden zudem kaum von anderen Figuren in den Evangelien, die von Jesus abgesehen alle, auch die Jünger, schemenhaft bleiben, obschon wir in einigen Fällen Namen oder Einzelheiten über die Person erfahren. Bei der Lektüre der Bibel ist maßgeblich, was der Text uns zu sagen hat, auch wenn wir die Antwort auf diese Frage je unterschiedlich konstruieren; es geht nicht darum, den Text wie eine Enzyklopädie auf unsere Anfragen hin zu befragen. Das bedeutet nicht, dass vieles in der Bibel nicht vorkommt, es kommt oft anders vor, als wir es erwarten, und wird meist weniger konkret.

Wenn wir nach Texten im Neuen Testament fahnden, die uns zu einem besseren Umgang miteinander anleiten, müssen wir daher nicht zuerst in die Geschichten über Wunderheilungen schauen, sondern in Texte, die sich mit der Verwirklichung der Nächstenliebe und der Gottesherrschaft befassen, auch wenn Menschen mit Behinderungen in ihnen selten ausdrücklich eine Rolle spielen.

Vielleicht kann Bibelarbeit im Blick auf einen inklusiven Religionsunterricht trotz mancher Barrieren dennoch auch an neutestamentlichen Heilungserzählungen Maß nehmen. Die lukanische Erzählung macht immerhin deutlich, dass sich durch die Heilung auch die soziale Situation des einst Gelähmten grundlegend verändert hat: Er geht zur Tür hinaus. Gleich, ob man ihm ehrfurchtsvoll Platz machte oder er sich mit der Bahre unter dem Arm seinen Weg durch die Menge bahnen konnte. Die gesellschaftlichen Hindernisse, die ihn bislang einschränkten, scheinen überwunden, wenn auch nur deshalb, weil seine Krankheit oder Behinderung nicht länger besteht.

Wer sich an Jesu Handeln orientieren will, muss keine Wunder bewirken, wenn er es nicht kann. Übertragen auf die eigenen Möglichkeiten impliziert die lukanische Erzählung aber auch, dass es darum gehen muss, den Menschen mit ihren je spezifischen Einschränkungen einen Weg

freizugeben, der ihnen einen Platz im Kreis der anderen sichert. Wenn Jesus die soziale Situation der Menschen mit Beeinträchtigungen durch eine Heilung verändert und wir nicht einfach durch ein Wort eine körperliche oder geistige Behinderung und die daraus resultierende Ausgrenzung beheben können, dann sind wir dazu aufgefordert, Brüche in den sozialen Beziehungen auf andere Weise zu heilen. Dabei muss es nicht nur um Blinde und Gehbehinderte gehen, sondern auch um jene mit sozialen Defiziten, die sie allein nicht beheben können oder auch um jene, die sich selbst im Weg stehen, daran aber ohne Hilfe nichts ändern können. Jeder Klasse und jedem Kurs ist das Ziel aufgegeben, die Sichtweise in den Köpfen aller so weit zu verändern, dass sie im Handeln des einzelnen zum Tragen kommt und die Situation jener mit Einschränkungen in dem Maße zu verbessern, in dem es uns möglich ist, in einer Zeit, in der die Vollendung der Gottesherrschaft noch aussteht. Oft braucht es nicht mehr als eine helfende Hand oder ein aufmunterndes Wort. Dabei ist die helfende Hand oft die Hand einer Gehbehinderten, das aufmunternde Wort das Wort einer Blinden.

Literatur

- Günther Emlein, Menschen mit Behinderungen. Biblisch-exegetische Gedanken, in: PTh 85 (1996) 239–255.
- Edgar Kellenberger, Der Schutz der Einfältigen. Menschen mit einer geistigen Behinderung in der Bibel und in weiteren Quellen, Zürich 2011.
- Susanne Krahe, Aus Schwäche Stärke ziehen. Was der Apostel Paulus Frauen mit Behinderungen zu sagen hat, in: Zeitzeichen 9/2004 (2004) 20–22.
- Mary A. McColl, Jesus and People with Disabilities. Old Stories, New Approaches, in: The Journal of Pastoral Care & Counseling 63 (2009) 1–11.
- Josef N. Neumann, Behinderung, in: Kurt Erlemann u. a. (Hg.), Neues Testament und Antike Kultur. 5 Vol., Neukirchen-Vluyn 2011, Vol. 2, 68–70.
- Dorothee Wilhelm, „Normal“ werden – war's das? Kritik biblischer Heilungsgeschichten, in: BiKi 61 (2006) 103–105.
- Ruben Zimmermann, Frühchristliche Wundererzählungen – eine Hinführung, in: ders. (Hg.), Kompendium der frühchristlichen Wundererzählungen. Band 1: Die Wunder Jesu, Gütersloh 2013, 5–67.

Anmerkungen

- 1 Vgl. auch Kellenberger, 2011, 32–35.
- 2 Wilhelm, 2006, 104, vgl. auch Emlein, 1996, 250.
- 3 Vgl. auch Neumann, 2011, 70.
- 4 Wilhelm, 2006, 105.
- 5 Zur Diskussion vgl. etwa Zimmermann, 2013, 22–32.
- 6 Krahe, 2004, 20, vgl. auch McColl, 2009, 6–7.
- 7 Vgl. auch Emlein, 1996, 251–252.

*Prof. Dr. Karl Matthias Schmidt
lehrt Biblische Theologie am
Institut für Katholische
Theologie der Justus-Liebig-
Universität Gießen.*
